

# „DIE NATUR IST EIN ERNSTER GEGENSTAND“

## Unterrichtsmaterialien zur Ausstellung

### im StifterHaus

#### **Vorbemerkung**

Diese Materialiensammlung ersetzt nicht den Besuch der Ausstellung, sondern bietet Begleitmaterial an, das zur Vorbereitung (eventuell auch zur nachträglichen Reflexion und vertiefenden Bearbeitung) des Ausstellungsbesuchs eingesetzt werden kann. Die 13 Stationen der Ausstellung wurden in diesen Materialien zu vier Hauptkapiteln komprimiert, die im Unterricht unabhängig voneinander eingesetzt werden können. Die Texte wurden so ausgewählt, dass thematische Vergleiche möglich sind. Die Auswahl orientiert sich grundsätzlich am Verständnishorizont von Schüler/innen ab der 10. Schulstufe. Einzelne Abschnitte können aber auch für jüngere Schüler/innen eingesetzt werden. Die Einschätzung kann nur aufgrund der jeweiligen Klassensituation erfolgen.

Teil 1 der Materialien bietet einen thematischen Zugang über die Kindheitsjahre der Autorin bzw. der beiden Autoren an. (Landleben und Naturerfahrung)

Teil 2 beinhaltet Texte, welche die Ambivalenz der menschlichen Naturerfahrung veranschaulichen. Dies erfolgt durch drei miteinander verwandte thematische Zugänge: 1. Naturerfahrung zwischen Beheimatung und Bedrohung. 2. Das Wirken der Naturgesetze ohne Rücksicht auf den Menschen. 3. Desorientierung des Menschen in einem unerkennbar und unkontrollierbar gewordenen Naturraum.

Teil 3 bietet Texte zum Thema Mensch und Tier, Teil 4 zum Thema Natur und Zivilisation, wobei die Natur das letzte Wort hat. Letztendlich wird sie sich als mächtiger erweisen als der Mensch.

Die Textauszüge wurden dem Ausstellungskatalog entnommen. Die Schreibung des Originaltexts wurde nicht verändert. Dies ist auch eine Möglichkeit, mit den Schüler/innen den Wandel orthografischer Normen zu klären.

*Christian Schacherreiter*

## Teil 1

### Aufwachsen auf dem Land

#### Kindliche Naturerfahrung

##### 1.1 Biografisches

Zwischen Marlen Haushofer und Adalbert Stifter gibt es eine biografische Gemeinsamkeit. Sie verbrachten ihre Kindheit vorwiegend in ländlicher Umgebung. Naturerfahrung gehört daher zu den prägenden Kindheitserlebnissen. Stifter und Haushofer äußern sich in literarischen Werken sehr positiv über diese ersten Lebensjahre auf dem Land. Bei Thomas Bernhard liegt die Sache anders. Er verbrachte die ersten Lebensjahre bei seinen Großeltern in Wien. Sie übersiedelten aber dann ins dörfliche Seekirchen (Salzburg). Bernhard bezeichnete diesen Zeitraum 1935-1937 als sein „Paradies“. (Thomas Bernhard: „Ein Kind“)

**Adalbert Stifter** wurde am 23. Oktober 1805 im Dorf Oberplan geboren, das damals zum Kronland Böhmen gehörte, heute in Tschechien liegt und Horní Plana heißt. Zur Zeit Stifters war diese Gegend zum Großteil deutschsprachig. Stifters Vater war Leinenweber und Leinenhändler, daneben betrieb er etwas Landwirtschaft. Die Umgebung, in der Stifter aufwuchs und bis 1817 lebte, war ländlich. Die Natur war ihm also bestens vertraut.

**Marlen Haushofer** wurde am 11. April 1920 als Tochter des Försterehepaars Heinrich und Maria Frauendorfer in Frauenstein (Oberösterreich) geboren. Die Mutter stammte aus einer Familie, in der seit Generationen der Försterberuf ausgeübt wurde. Ihre ersten zehn Lebensjahre verbrachte Marlen Haushofer in ländlicher Umgebung. Daniela Strigl schreibt in ihrer Haushofer-Biografie: „Wäre es kein genanalytischer Unsinn, so könnte man sagen, daß der kleinen Maria Helene Frauendorfer Wald und Flur geradezu im Blut lagen.“ (Daniela Strigl: „Wahrscheinlich bin ich verrückt...“, Marlen Haushofer – die Biographie, 3. Auflage, Berlin 2009, S. 19). Marlen Haushofer betrachtete ihre Kindheitsjahre als die glücklichsten und schönsten in ihrem Leben. Dies ist ihrem autobiografischen Roman „Himmel, der nirgendwo endet“ eindeutig zu entnehmen.

**Thomas Bernhard** verbrachte seine ersten Lebensjahre unter schwierigen äußeren Umständen. Geboren wurde er am 9. Februar 1931 in einer Entbindungsanstalt in Heerlen (Holland). Seine Mutter Herta hatte ihn dort zur Welt gebracht, weil es in Österreich damals für eine ledige Frau als Schande galt, schwanger zu sein. Thomas Bernhards Vater Alois Zuckerstädter wollte nichts von Heirat und Familie wissen. So wuchs das Kind bei den Großeltern auf, die Anfang der dreißiger Jahre in Wien lebten. 1935 übersiedelten sie nach Seekirchen (Land Salzburg), also in eine ländliche Umgebung, von der Thomas Bernhard in seiner autobiografischen Erzählung „Ein Kind“ erzählt. Die nun folgenden Jahre bezeichnete

Thomas Bernhard als die glücklichsten in seinem Leben. (1937 kam der Achtjährige zur Mutter nach Traunstein in Bayern.)

## 1.2 Natur – Lebens- und Lernraum für das Kind

Die männliche Hauptfigur in Adalbert Stifters Erzählung „Das Haidedorf“ wächst in ländlicher Umgebung auf.

### Text 1

Gesellschaft war im Übermasse da, vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt, jeder anders nach Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Er classificirte die Großen nach ihrer Stellung, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten – die Kleinen liebte er alle. Dann war der Wachholder ein widerspänstiger Geselle, unüberwindlich zäh in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen Hirtenstab sollte fahren lassen, und rings starrend von Nadeln, aber auch in allen Ästen strotzend von Gaben der Ehre, die er Jahr aus, Jahr ein den reichlichen Haidegästen aufsuchte, die Milliarden grüner und blauer Beeren. [...] Fast sollte man von der *b e l e b t e n* Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da – aber dieselbe ist erst vollends ausgezeichnet, ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdnen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Haide zuweilen zeigte; [...]. *Das Haidedorf*

### Text 2

Glücklicher Natursohn – der Leser erlaube mir die Bemerkung – Glücklicher Natursohn! Diejenigen werden deine Lage begreifen, und selig zurückfühlen, die nicht das Unglück hatten, schon in zartester Kindheit von einer Rotte Meister umrungen worden zu seyn, die täglich an ihnen erzogen, ohne zu erkennen das Bedürfniß und das schöne Gold des Kinderherzens. Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichen Gespielen und Erzieher des Kindes, weil sie auch kindlich sind. *Das Haidedorf*

*Zu Text 1 und Text 2: Die Natur war im 19. Jh. für viele Kinder noch der maßgebliche Erfahrungsraum. Das hat sich verändert. Welche Lebensräume waren für Sie in den ersten Kindheitsjahren maßgeblich? Beschreiben Sie Ihre Erfahrungen.*

## Teil 2

### Naturerfahrung – behaglich oder unheimlich?

Die Liebe zur und die Achtung vor der Natur wurde oft Thema der Literatur. Schon in Werken des Altertums und des Mittelalters, vor allem auch in Werken der Volkskultur, wurde der anbrechende Frühling mit besonderer Freude gefeiert und auch in künstlerischen Formen ausgedrückt. Auch die Dankbarkeit über eine gute Ernte, über die „Gaben“ der Natur, wurde teils in religiösen und künstlerischen Formen ausgedrückt. Es gibt aber nicht nur die menschliche Liebe zur Natur. Man fürchtet sich auch vor ihr oder fühlt sich, wie der Ich-Erzähler in Thomas Bernhards Roman „Wittgensteins Neffe“, dort so gar nicht heimisch.

#### 2.1 Naturbegegnung zwischen Anziehung und Abneigung

##### Text 1

»Und der Wald, wenn Ihr in ihm herumgehen werdet, hat köstliche Dinge in sich. Da ist der ganze Boden, auf dem er steht, ein ungeheurer zerklüfteter Stein, ein Stein, der Hunderte von Meilen lang ist, viele Meilen breit und manche Meile tief. Er hat Risse und Spalten und Gänge und Oeffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels niederregnet, sinkt hinein und sinkt immer tiefer, und sinkt tiefer, und reinigt sich und sammelt sich in dem Steine wie in einem blanken Krüge, weil der Stein fest ist wie eine glatte Schale. Und dann quillt es irgendwo hervor und macht ein kleines Bächlein, oder in der Steinmulde ein Brunnlein, so hellen Wassers, daß Du nicht weißt, wo die Luft aufhört und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht dann in der Tiefe, und die vielen vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser gibt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Athmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmuthiger und balsamreicher, daß sie eben so Fröhlichkeit und Gesundheit bringt wie das Wasser. Und wer beides, Fröhlichkeit und Gesundheit, verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt und von dieser Luft athmet. Darum gehe ich mit Euch zu einem Brunnen, den ich in dem Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen fließt.« *Adalbert Stifter: Der Waldbrunnen*

*Zur Texterschließung (Text 1): Der Erzähler in Stifters „Der Waldbrunnen“ spricht von den „köstlichen Dingen“, die der Wald in sich birgt. Um welche „köstlichen Dingen“ handelt es sich? Warum sind sie für den Menschen nützlich und heilsam?*

In der Novelle „Das fünfte Jahr“ erzählt Marlen Haushofer vom Lebensjahr eines kleinen Mädchens. Seine kindliche Perspektive auf die sie umgebende Welt zeigt sich auch an der Beziehung zu Pflanzen. Eine ähnliche Natur-Mensch-Beziehung findet man auch im Roman „Eine Handvoll Leben“.

Texte 2a, 2b, 2c

Manchmal, wenn sie nachts erwachte und sich in der Dunkelheit beklommen fühlte, suchte sie Zuflucht beim Eisenhut. Sie wünschte einen Wald von seinen hohen Stauden rund um ihr Bett und darübergeneigt, wie einen blauen Baldachin, die Fülle seiner Blüten. »Lieber, guter Eisenhut«, flüsterte sie dann und streckte sich glücklich aus, das Murmeln der Quelle im Ohr.  
*Marlen Haushofer: Das fünfte Jahr*

Ihre Zärtlichkeit gehörte noch immer den Dingen: dem Maulbeerbaum im Schulhof, den sie in der großen Pause verstohlen streichelte. Er war eine Verbindung zu einer früheren Welt voll guter und böser Steine, Bäume und Blumen. Die Hand auf seine glatte Rinde gelegt, fühlte sie eine Spur der verlorengegangenen Ordnung und Sicherheit.  
*M. Haushofer: Eine Handvoll Leben*

Eines Tages, Anfang Juni, wurde sie wieder aufgerufen. Zum erstenmal wich sie dem Blick der Frau aus und sah aus dem Fenster. Dort draußen wühlte der Sommerwind im Maulbeerbaum. Hilf mir, dachte Elisabeth, hilf mir, und starrte in das Blättergewimmel. Plötzlich gab es Elvira nicht mehr; ihre Stimme wurde schwach und verstummte ganz. Elisabeth schwebte lächelnd aus dem Fenster, gerade in das Herz des zitternden Baumes. Sie fühlte sich leer und vollkommen glücklich, die große, grüne Dämmerung nahm sie auf.  
*M. Haushofer: Eine Handvoll Leben*

*Zur Texterschließung (Texte 2a, b, c): In diesen Textauszügen geht es um eine persönliche, beinahe „magische“ Beziehung zwischen Mensch und Pflanze. Erklären Sie die Art der Beziehung in den einzelnen Textauszügen. Ist für Sie solch eine Mensch-Natur-Beziehung nachvollziehbar?*

*Vergleichen Sie nun den Text 3 mit den Texten 2a-c im Hinblick auf die Beziehung Mensch-Pflanzenwelt. Inwiefern stellt sich diese Beziehung in Text 3 anders dar?*

Text 3

Meta senkt den Kopf und trabt zum Heckenrosenstrauch. Die kühlen Blätter gleiten durch ihre Finger und werden nicht lebendig. Der Strauch erkennt sie nicht wieder. Es ist sinnlos, ihn länger zu bedrängen. Rund und in sich geschlossen träumt er sein Leben, Meta ist ausgesperrt. [...] Sie könnte noch den großen Stein hinter dem Roßstall auf die Probe stellen. Das Verlangen zerrt an ihr, ihr Gesicht an den Stein zu pressen und den alten Moosgeruch zu riechen. Aber schon ist es vorüber, sie weiß, sie möchte es nur tun, weil sie esso oft getan hat. Kälte breitet sich in ihr aus und ein leeres Gefühl wie Hunger.  
*M. Haushofer: Himmel, der nirgendwo endet*

## Text 4

Ich bin absolut kein Spaziergeher und ich bin auch kein Naturfreund und auch kein Naturkenner. Aber sind Freunde da, gehe ich immer so, daß sie glauben, ich sei ein Spaziergeher und ein Naturfreund und ein Naturkenner. Ich kenne die Natur überhaupt nicht und ich hasse sie, denn sie bringt mich um. Ich lebe in der Natur nur, weil mir die Ärzte gesagt haben, daß ich, will ich überleben, in der Natur zu leben habe, aus keinem andern Grund. Tatsächlich liebe ich alles, nur nicht die Natur, denn die Natur ist mir unheimlich und ich habe ihre Bösartigkeit und ihre Unerbittlichkeit am eigenen Körper und in der eigenen Seele kennengelernt und da ich ihre Schönheiten immer nur gleichzeitig mit ihrer Bösartigkeit und mit ihrer Unerbittlichkeit betrachten kann, fürchte ich sie und ich meide sie, wo ich nur kann. Ich bin ein Stadtmensch und ich nehme die Natur nur in Kauf, das ist die Wahrheit. Ich existiere ganz gegen meinen Willen auf dem Land, das alles in allem immer nur gegen mich ist. Und natürlich war der Paul auch so wie ich durch und durch ein Stadtmensch, der so wie ich in der Natur immer bald erschöpft war. *Thomas Bernhard: Wittgensteins Neffe*

*Zur Texterschließung zu Text 4: Fassen Sie mit eigenen Worten zusammen: Was sagt der Ich-Erzähler über seine Beziehung zur Natur? Teilen Sie seine Einstellung? Erzählen Sie von Ihrer Einstellung zu Stadt und Land.*

## 2.2 Die Natur tut, was sie tun muss

Die Naturgesetze wirken unabhängig von unserem menschlichen Willen, unseren Wünschen und Bedürfnissen. Wir verdanken den Naturgesetzen einerseits unser Leben, andererseits können sie auch Leben zerstören – allein dadurch, dass nicht nur Geburt, sondern auch Tod „natürlich“ sind. Adalbert Stifter, der wie kein anderer österreichischer Autor der Neuzeit die Natur mit Ehrfurcht bewunderte, verdrängte deren bedrohliche Seite nicht. Vielleicht kennen Sie seine Erzählung „Bergkristall“, in der zwei Kinder durch heftigen Schneefall in eine lebensbedrohliche Situation kommen. Aber auch in anderen Werken von Stifter gibt es Blitzschlag („Abdias“), Hochwasser („Kalkstein“) oder, wie in der Erzählung „Das Haidedorf“, sengende Hitze ohne Aussicht auf den erlösenden Regen.

## Text 1

Aber es liegt auch wirklich etwas Schauerndes in der gelassenen Unschuld, womit die Naturgesetze wirken, daß uns ist, als lange ein unsichtbarer Arm aus der Wolke, und thue vor unsern Augen das Unbegreifliche. Denn heute kömmt mit derselben holden Miene Segen, und morgen geschieht das Entsetzliche. Und ist beides aus, dann ist in der Natur die Unbefangenheit, wie früher. Dort, zum Beispiele, wallt ein Strom in schönem Silberspiegel, es fällt ein Knabe hinein, das Wasser kräuselt sich lieblich um seine Locken, er versinkt – und wieder nach einem Weilchen wallt der Silberspiegel, wie vorher. – – Dort reitet der Beduine zwischen der dunklen Wolke seines Himmels und dem gelben Sande seiner Wüste: da springt ein leichter glänzender Funke auf sein Haupt, er fühlt durch seine Nerven ein unbekanntes

Rieseln, hört noch trunken den Wolkendonner in seine Ohren, und dann auf ewig nichts mehr. *Adalbert Stifter: Abdias*

Nun waren auch gar keine Wolken mehr am Himmel, sondern ewig blau und ewig mild lächelte er nieder auf die verzweifelnden Menschen. (*Adalbert Stifter erzählt in „Das Haidedorf“ von einer Hitzewelle*)

*Zu Text 1a, b: Obwohl wir mit technischen Mitteln heute Teile der Natur beherrschen und zu unseren Gunsten benützen können, sind wir vor den bedrohlichen Kräften nie völlig sicher. Führen Sie dazu Beispiele an.*

Adalbert Stifter verglich in seiner Vorrede zur Sammlung „Bunte Steine“ (zu der unter anderem „Bergkristall“ gehört) Naturerscheinungen wie Vulkanausbrüche und Erdbeben mit destruktiven menschlichen Leidenschaften wie Zorn und Rache (als Teil der menschlichen Natur). Auch Thomas Bernhard beschrieb in seinem Essay „Ira / Zorn“ (1965) den Zorn als gefährliche, aber notwendige Naturkraft:

## Text 2

Der Zorn ist [...] die größte aller Naturgewalten, die allermächtigste, die uns immer wieder und die uns einmal für immer vernichten wird. Im Zorn ist die Selbstunterdrückung der sich fortwährend aus eigener Kraft verursachenden Materie am deutlichsten. Als wäre die ganze Natur aus dem Zorn und aus nichts als dem Zorn und als wäre der Zorn der Vater der Wissenschaften, die alle zusammen eine einzige Naturwissenschaft sind. Seit Millionen von Jahren hat der Zorn und haben die hohen und die niedrigen Instanzen des Zorns das Universum in Bewegung gesetzt, die aus vielen Milliarden von Welten bestehende Maschine [...]. Der Zorn ist zum *scheinbaren* Schaden der Menschen, obwohl er *alles für die Natur* ist, für die immer phantastischen Systeme der Natur. Oberflächlich betrachtet ist er eines der größten Menschheitsübel von jeher, in Wirklichkeit aber der große Verhinderer aller nur denkbaren Stagnationen, Stauungen unserer Wirtschaft, unserer Gedanken, unseres Blutes. Der Zorn ist nur eine christliche, aber *keine Todsünde in der Natur*. Das Leben aus der Natur, das wir führen müssen, ist nicht für eine solche pseudonatürliche Entwicklung geschaffen, wie wir sie uns dauernd wünschen und uns durch Jahrhunderte vorzustellen angewöhnt haben, sondern es hält sich auf seine ihm *von Natur aus*, nicht *von den Menschen aus* entsprechende Art in Gang. Wir hören und sehen und fühlen alles *von uns aus*, nicht *von Natur aus*, das macht unsere Philosophien zunichte, das hält unsere Wissenschaften auf dem Boden der lächerlichen Menschlichkeit nieder. (*Thomas Bernhard: Ira / Zorn*)

*Zur Texterschließung von Text 2: Nach christlicher Vorstellung gehört der Zorn zu den sieben Hauptsünden (bei Bernhard und in älterer Theologie „Todsünden“). Aber für die Natur ist der Zorn (als Energie) eine wirkende Kraft der Veränderung. Welche Auswirkungen des natürlichen „Zorns“ betrachtet Bernhard als positiv?*

## 2.3 Wenn sich Menschen in der Natur verirren

In der Erzählung „Bergkristall“ von Adalbert Stifter verirren die kleine Sanna und ihr etwas älterer Bruder Konrad in einer Schneelandschaft. Marlen Haushofer schildert in der Erzählung „Das fünfte Jahr“ einen Angsttraum. Thomas Bernhard erzählt in „Watten“ von einem Abend, an dem sich vier Männer zum Kartenspielen treffen wollen, aber beim Anmarsch die Orientierung verlieren.

#### Text 1

»Werden wir bald zu der Unglücksäule kommen?« fragte Sanna. »Ich weiß es nicht«, antwortete der Knabe, »ich kann heute die Bäume nicht sehen, und den Weg nicht erkennen, weil er so weiß ist. Die Unglücksäule werden wir wohl gar nicht sehen, weil so viel Schnee liegen wird, daß sie verhüllt sein wird, und daß kaum ein Gräschen oder ein Arm des schwarzen Kreuzes hervor ragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwischen den Bäumen, und wenn er zu dem Plaze der Unglücksäule kömmt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort, und wenn er aus den Bäumen hinaus geht, dann sind wir schon auf den Wiesen von Gschaid, dann kömmt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hause.« »Ja Konrad«, sagte das Mädchen. Sie gingen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußstapfen waren jezt nicht mehr lange sichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees dekte sie bald zu, daß sie verschwanden. Der Schnee knisterte in seinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, sondern legte sich eilig und heimlich auf die weiße schon daliegende Deke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch fester, um das immerwährende allseitige Hineinrieseln abzuhalten. Sie gingen sehr schleunig, und der Weg führte noch stets aufwärts. Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglücksäule stehen sollte, und von wo der Weg gegen die Gschaidler Seite sich hinunter wenden mußte. Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume standen. »Ich sehe keine Bäume mehr«, sagte Sanna. »Vielleicht ist nur der Weg so breit, daß wir sie wegen des Schneiens nicht sehen können«, antwortete der Knabe. »Ja, Konrad«, sagte das Mädchen. Nach einer Weile blieb der Knabe stehen, und sagte: »Ich sehe selber keine Bäume mehr, wir müssen aus dem Walde gekommen sein, auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig stehen bleiben, und herum sehen, vielleicht erblicken wir etwas.« Aber sie erblickten nichts. Sie sahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunsenen Wolken die finsternen fransenartigen Streifen herabstarren, so war es hier, und das stumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde sahen sie nur einen runden Flek Weiß und dann nichts mehr. [...] »Wo sind wir denn, Konrad?« fragte das Mädchen. »Ich weiß es nicht«, antwortete er. *A. Stifter: Bergkristall*

#### Text 2

Sie kletterte über Hügel und Wiesen, und alles war böse zu ihr. Die Bäume standen riesig und drohend gegen den Himmel und versperrten ihr den Weg. Aber das kam nur daher, daß sie jenes Wichtige und Kostbare verloren hatte. Und sie war schon so müde, ihr Kopf wackelte wie auf einem dünnen Stengel, sie hatte die größte Angst, ihn zu verlieren. »Laßt mich rasten«, bettelte sie, aber das feindselige Schweigen der Bäume trieb sie weiter. Irgendwo wohnte der liebe Gott, aber auch er wollte nicht helfen, und ein wilder Trotz überfiel sie.

»Und ich mag nicht mehr«, sagte sie laut, »ich will jetzt heimkommen «, und sie fiel mit dem Gesicht auf die Wiese und schloß die Augen. Aber da war es plötzlich nicht mehr die Wiese, sondern ihr weißes Bett, und die Großmutter stand über sie gebeugt [...]. *Marlen Haushofer: Das fünfte Jahr*

### Text 3

An dem Mittwoch, sagte ich, sind wir alle watten gegangen, ohne watten gehn zu können. Ein Föhnexzeß, sagte ich. Alle in den Wald, um watten zu gehn, jeder aus einer anderen Richtung in den Wald hinein, um watten zu gehn. Sie wissen, sagte ich zum Fuhrmann, daß ich vier Stunden im Wald umhergeirrt bin, vier Stunden!, Sie zwei Stunden, aber ich vier Stunden! Und immer wieder an der Schottergrube vorbei. Auch der Lehrer hat die Orientierung verloren, sage ich. Wie man jetzt weiß, hatte auch der Papiermacher Siller die Orientierung verloren, Sie selber haben ja behauptet, sage ich zum Fuhrmann, Sie hätten die Orientierung verloren, vollkommen verloren, sage ich. Die gesunde Konstitution des Fuhrmanns und das aus dieser seiner gesunden Konstitution resultierende Orientierungsvermögen hat ihn, den Fuhrmann, vor dem völligen Orientierungsverlust bewahrt. Sie sind der einzige, sage ich, der ohne den geringsten Schaden aus diesem katastrophalen Mittwoch hervorgegangen ist, denn tatsächlich sind die *zwei* Stunden, die Sie im Wald haben hin und her laufen müssen, nichts gegen die *vier* Stunden, die ich im Wald umhergeirrt bin. Der Lehrer, sage ich, hat sich den Kopf angeschlagen und ist auch noch in den Tümpel gefallen, wie Sie wissen, seine Frau entdeckte den Lehrer erst in der Frühe unter der Haustür, halb erfroren, sage ich. Und der Papiermacher hat sich aufgehängt. Wir sind alle watten gegangen und alle zusammen beinahe umgekommen. Der Papiermacher hat sich aufgehängt. Eher hätte ich an den Selbstmord des Lehrers geglaubt, sage ich zum Fuhrmann, als an den Selbstmord des Papiermachers, der Lehrer sei der Mensch, den ich immer mit Selbstmord in Zusammenhang gebracht habe, der Siller nicht. Die Natur aber ist, geehrter Herr, das wird immer wieder vergessen, eine durch und durch philosophische, und die gefährdetsten Charaktere, von welchen wir immer annehmen, es seien die unglücklichsten Menschen, gingen aus den großen und größten Schwierigkeiten immer wieder hervor, wenn auch als *diegefährdeten Charaktere*. [...] In einem Wald wie in diesem, geehrter Herr, verliert ein Mensch, der diesen Wald nicht durch und durch kennt, bald die Orientierung, und tatsächlich kann die Unvorsichtigkeit, einen Wald wie diesen, den man nicht kennt, noch dazu in der Nacht und noch dazu in der größten Erregung und noch dazu in einer Jahreszeit wie in dieser, eine tödliche sein. *Thomas Bernhard: Watten*

*Texterschließung zu den Texten 1,2,3: Warum verirren sich die Menschen? Was erleben sie? Wozu führt die Desorientierung? Inwiefern unterscheidet sich Marlen Haushofers Text von den beiden anderen? Das Motiv „sich im Wald verirren“ kommt öfter in literarischen Werken vor. Kennen Sie Beispiele? (Denken Sie zum Beispiel an Märchen)*

## Teil 3

### Mensch und Tier

In seiner Erzählung „Der Hochwald“ schrieb Adalbert Stifter: „Hatt Gott der Herr dem Menschen größere Gaben gegeben, so fordert er auch mehr von ihm – aber darum liebt er doch auch nicht minder dessen andere Geschwister, die Thiere und Gewächse.“ Diese Aussage entspricht Stifters Sicht auf das Verhältnis des Menschen zu Tieren und Pflanzen. Gerade weil der Mensch durch Vernunft und Moral überlegen, ist er ethisch dazu verpflichtet, die anderen Lebewesen zu achten und sie gut zu behandeln. In der Erzählung „Der Hagestolz“ besucht ein junger Mann (Victor) in Begleitung seines Spitz' seinen griesgrämigen Onkel.

#### Text 1

Die ersten ordentlichen Unterredungen zwischen den zwei Verwandten wurden durch eine seltsame Veranlassung eingeleitet, man könnte sagen: aus Neid. Da nehmlich eines Abends Victor von einem Streifzuge durch die Insel, wie er jezt öfters machte, in Begleitung aller vier Hunde zurück kam – auch der des Oheims; denn sie hatten sich schon länger an ihn angeschlossen und waren in seiner und des Spizes Gesellschaft lustiger und rühriger geworden, als sie es früher gewesen waren – sagte der Oheim, der zufälliger Weise noch in dem Garten war, und dieses sah: »Dein Spiz ist auch weit besser, als meine drei Bestien, denen nicht zu trauen ist. Ich weiß nicht, wie sie sich so an dich hängen?« Dem Jüngling fuhren auf diese Rede die Worte, weil sie ihm so nahe lagen, aus dem Munde: »Habt sie nur lieb, wie ich den Spiz, und sie werden auch so gut sein.« Der Mann sah ihn mit sonderbar forschenden Augen an, und sagte gar nichts auf diese Rede. A. Stifter: *Der Hagestolz*

*Zu Text 1: Was erfährt der Onkel („Oheim“) von Victor über das Verhältnis von Mensch und Hund?*

In Marlen Haushofers Roman „Die Wand“ wird die Protagonistin (und Ich-Erzählerin) von der Menschheit durch eine unsichtbare Wand abgetrennt. Sie lebt ab da an allein in der Natur, ihre einzigen Gefährten sind Tiere. Aber auch anderen Werken der Autorin ist eine ehrliche Empathie für Tiere zu entnehmen, deren Wert sie grundsätzlich nicht geringer ansetzt als den des Menschen.

## Text 2

Die Schranken zwischen Tier und Mensch fallen sehr leicht. Wir sind von einer einzigen großen Familie, und wenn wir einsam und unglücklich sind, nehmen wir auch die Freundschaft unserer entfernten Vettern gern entgegen. [...] Im Traum bringe ich Kinder zur Welt, und es sind nicht nur Menschenkinder, es gibt unter ihnen Katzen, Hunde, Kälber, Bären und ganz fremdartige pelzige Geschöpfe. Aber alle brechen sie aus mir hervor, und es ist nichts an ihnen, was mich erschrecken oder abstoßen könnte. Es sieht nur befremdend aus, wenn ich es niederschreibe, in Menschenschrift und Menschenworten. Vielleicht müßte ich diese Träume mit Kieselsteinen auf grünes Moos zeichnen oder mit einem Stock in den Schnee ritzen. Aber das ist mir noch nicht möglich. *M. Haushofer: Die Wand*

## Text 3

Wenn ich an den ersten Sommer zurückdenke, ist er viel mehr von der Sorge um meine Tiere überschattet als von meiner eigenen verzweifelten Lage. [...] Ich kann nicht sehen, was daran unehrenhaft sein sollte, wie jedes Tier die auferlegte Last zu tragen und letzten Endes wie jedes Tier zu sterben. Ich weiß nicht einmal, was Ehre ist. Geborenwerden und sterben ist nicht ehrenhaft, es geschieht jeder Kreatur und bedeutet darüber hinaus gar nichts. *M. Haushofer: Die Wand*

## Text 4

Ich stehe am Ufer und beobachte die Fische. Unvorstellbar, daß sie in dieser ewigen Kälte leben können. Sie sehen aber recht munter und sehr lebendig aus. Ich rede zu ihnen. Ich sage: »Schwimmt weit weg vom Ufer, daß euch keiner sehen kann.« Ich weiß, es besteht keine Möglichkeit der Verständigung. Trotzdem rede ich zu ihnen. Es scheint, daß der Mensch reden muß, wenn er nicht den Verstand verlieren will. Vielleicht habe ich ihn längst verloren und weiß es nur nicht. Manchmal spüre ich, wie mich Augen aus dem Dickicht beobachten. Kleine Waldtiere starren mich an, wie ich die Fische anstarre. Und wir alle miteinander wissen nichts voneinander. *M. Haushofer: Die Mansarde*

*Texterschließung zu den Texten 2,3,4: Welchen Textstellen können Sie entnehmen, dass die Autorin keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen sich und den Tieren macht? Markieren Sie die Textstellen.*

*Zu Text 5: Inwiefern kommt es auch in Thomas Bernhards Text „Umgekehrt“ zur Aufhebung der Grenze zwischen Mensch und Tier? Ist das Erschrecken der beiden Männer für Sie nachvollziehbar?*

## Text 5

Wenn mir zoologische Gärten auch immer verhaßt gewesen sind und die Leute, die solche zoologischen Gärten aufsuchen, tatsächlich suspekt, ist es mir doch nicht erspart geblieben, einmal nach Schönbrunn hinauszugehen und, auf Wunsch meines Begleiters, eines Theologieprofessors, vor dem Affenkäfig stehenzubleiben, um die Affen zu beobachten, die mein Begleiter mit einem Futter fütterte, das er zu diesem Zwecke eingesteckt gehabt hatte. Der Theologieprofessor, ein früherer Studienkollege, der mich aufgefordert hatte, mit ihm

nach Schönbrunn zu gehen, hatte mit der Zeit sein ganzes mitgebrachtes Futter an die Affen verfüttert, als plötzlich die Affen ihrerseits auf dem Boden verstreutes Futter zusammenkratzten und uns durch das Gitter herausreichten. Der Theologieprofessor und ich waren über das plötzliche Verhalten der Affen so erschrocken gewesen, daß wir augenblicklich kehrmachten und Schönbrunn durch den nächstbesten Ausgang verließen.  
*Thomas Bernhard:Umgekehrt, aus: Der Stimmenimitator*

Menschen töten Tiere, um sie zu essen. Marlen Haushofer erzählt in ihrem autobiografischen Roman „Himmel, der nirgendwo endet“ von der Schlachtung des Hausschweins. Heute sind wir meistens nicht mit der Tötung der Tiere konfrontiert. Wir sehen nur das fertige Schnitzel auf dem Teller.

#### Text 6

Hinter dem Haus ist ein böser Ort. Dort, wo fast immer Schatten liegt, wächst das Gras fett und dunkelgrün. Das kommt vom vielen Blut. Im Herbst und im Frühling wird an dieser Stelle das Schwein geschlachtet. [...] Ein halbes Jahr lang war das Schwein ein liebes Tier, dem man Leckerbissen zugesteckt hat und das immer von Berti gestriegelt worden ist. Wenn es krank war, hat Mama es gepflegt wie ein Kind. Jeder hat das Schwein gern, es ist so hübsch rosarot und lustig und grunzt, wenn man seinen feuchten, warmen Rüssel kratzt. Plötzlich, über Nacht, wird das Schwein zum Tod verurteilt und dem Schlächter ausgeliefert. [...] Sobald das Schwein im Trog liegt, dürfen die Kinder wieder zuschauen, denn was da liegt, ist nicht mehr das liebe Schwein, sondern ein Fett- und Fleischklumpen. Das ist alles ganz unfaßbar. Wohin ist das Leben aus dem Schwein gegangen? [...] Während die hohen gellenden Todesschreie durch das Haus dringen, sitzt Meta in ihrem Zimmer und hält sich die Ohren zu. Aber es nützt nichts, der verzweifelte Hilferuf dringt in ihr Hirn. Sie weiß, jetzt geschieht das Entsetzliche, das man nie mehr gutmachen kann, der Verrat, das zutiefst Böse. [...] Meta erzählt Nandi, daß das Schwein jetzt im Himmel ist, seine Seele natürlich nur, die man nicht sehen kann. Sie weiß, das ist eine Lüge; auf dieses Todesröcheln kann kein Himmel folgen. *M.Haushofer: Himmel, der nirgendwo endet*

*Zur Diskussion: Welche Meinung haben Sie zu Themen, die gegenwärtig oft in den Medien präsent sind: Tötung von Tieren, vegetarische Ernährung, Massentierhaltung bzw. artgerechte Tierhaltung.*

## Teil 4

### Natur und Zivilisation

Die Menschen mussten in früheren Zeiten ihre Lebensräume der Natur oft mühselig abringen. Adalbert Stifter schildert in der Erzählung „Prokopus“ solch einen Zivilisationsprozess folgendermaßen:

#### Text 1

»Ich habe noch meinen Urgroßvater gekannt – denn wir werden immer sehr alt – und der hat gesagt, daß die ganze Fichtau ein einziger Wald gewesen ist. Unser Haus ist ganz allein in dem Graben gestanden, und der Saumweg ist seit ewigen Zeiten gewesen. Ueberall waren Wölfe, er hat sie selber manchmal in der Nacht heulen gehört. Die Pirniz ist an lauter Steinblöcken und Bäumen vorbei gegangen, und die Bären und die Hirsche haben daraus getrunken. Wo ist nun ein Wolf, wie wenig sind Bären, und wie selten werden bereits die Hirsche, daß man auf einer Jagd kaum zehn, kaum fünfzehn schießen kann. In manchem Thale ist schon eine Hütte, es sind Kohlbrennereien da, Holzwerke und alles. Ja es werden bereits Bauernhöfe, wo man in früheren Jahren nichts gewußt hat. So wie sich nun bis jetzt alles verändert hat, so wird es sich weiters noch mehr verändern. Die Fichten dort standen einmal gerade vor den Fenstern, darum heißt die grüne Fichtau die grüne Fichtau; jetzt sind sie schon zurück bis an den Saum, und werden noch weiter zurück müssen. Die Tannen dort auf der Steinwand werden wohl zuerst wandern. Die Lage dieses Ortes ist einmal zu allen Dingen zu günstig: der Bach fließt so gut und reich aus dem Grahnsthale hervor, da wird ein Werk entstehen, das Bretter schneidet, oder das Loh der oberen Grahnseichen stampft – das Thal geht gegen rückwärts weit auseinander, da wird aufgeräumt werden, es werden Häuser entstehen, daß Abends die ganze schöne Rinderherde der grünen Fichtau mit Glocken und mit einem eigenen Hirten nach Hause geht und in die Hütten gesammelt wird – der Pfad wird zu einem breiten Wege werden, auf dem man mit Wägen fährt, und wenn in den Seitenthälern, wo jetzt die Bächlein rinnen, auch Wege sind, und Hütten und Häuser zerstreut im ganzen Steinreviere der Fichtau liegen, dann werden an Sonn- und Feiertagen auf dem Platze vor unserem Hause eine Menge Wägelchen stehen, die da zu einem Frühmahle kommen, und daß wir dann alle mit einander in die Kirche nach Prigliz fahren. Darum muß auch eine Schmiede her, die gewiß einer unserer Nachfolger errichten wird.«  
*Adalbert Stifter: Prokopus*

*Zu Text1: Welchen menschlichen Einrichtungen muss der Wald in Stifters Text weichen?*

*Zu Text 2: Im 20. Jahrhundert hat der Zivilisationsprozess große Fortschritte gemacht. Das hat allerdings einen Preis, den Verlust von Naturräumen. Erklären Sie, inwiefern diese Ambivalenz technischer Fortschritt – Verlust von Naturraum im Text von Thomas Bernhard an einem konkreten Beispiel ausgeführt wird.*

#### Text 2

Der Ingenieur, der für alle auf seine Rechnung einen Liter Wein bestellt hatte, sagte dann:  
»Das Kraftwerk wird in alle Länder Europas Strom liefern. Ein Laie kann sich ja ein Bauwerk wie das Kraftwerk überhaupt nicht vorstellen. Ich selbst kenne mich ja nur in großen Zügen darin aus und bin eigentlich nur über gewisse Teilabschnitte des Ganzen informiert. Jeder hat ja seinen engbegrenzten Aufgabenbereich. Die Kunst liegt in der Arbeit der Wissenschaftler, die das Kraftwerk entworfen haben. Ich bin ja nur mit der Ausführung und auch nur mit der

Ausführung eines kleinen Abschnittes beauftragt. Wenn man bedenkt, daß ein Kubikmeter soviel wie ein ganzes Dorf kostet, und kein kleines Dorf, so kann man sich vorstellen, was da hinein investiert werden muß. Aber auch dann kann man es sich nicht vorstellen.« Der Maler sagt: »Aber die Landschaft wird dadurch verunstaltet. Je mehr solche Kraftwerke entstehen, und ich will ja gar nicht bestreiten, daß sie notwendig sind, daß sie ungeheuer nützlich sind, daß sie das Beste sind, was wir bei uns bauen können, das will ich ja wirklich nicht bestreiten, aber je mehr solche Kraftwerke gebaut werden, desto weniger schönes Land bleibt übrig. Nun ist ja dieses Tal sowieso häßlich, und es kann gar nicht mehr verunstaltet werden, weil es von Natur aus immer verunstaltet gewesen ist, eine Häßlichkeit mehr oder weniger fällt hier nicht auf, aber in schönen Gegenden, und unser Land besteht ja doch zum Großteil aus schönen Gegenden, in diesen schönen Gegenden richten die Kraftwerkbauten die größten Verheerungen an. Schon ist das halbe Land durch Kraftwerkbauten verunstaltet. Da, wo blühende Wiesen waren und herrliche Ackerkulturen und die besten Wälder, da sind jetzt nur noch Betonklötze zu sehen. Das ganze Land ist bald von Kraftwerkbauten zugedeckt, und es wird sich in absehbarer Zeit kaum mehr ein Platz finden lassen, wo man nicht von Kraftwerkanlagen oder wenigstens von riesigen Telegraphenmasten irritiert wird.« *Thomas Bernhard: Frost*

Dort und da holt sich die Natur vom Menschen verlassene Räume zurück. Solch einen Vorgang schildert Marlen Haushofer in „Die Wand“. Die Mitmenschen sind ja aus dem Leben der Erzählerin verschwunden, und die Gegenstände der Zivilisation, die sie zurückgelassen haben, sind bedeutungslos geworden.

### Text 3

Hier, im Wald, bin ich eigentlich auf dem mir angemessenen Platz. Ich trage den Autofabrikanten nichts nach, sie sind ja längst nicht mehr interessant. Aber wie sie mich alle gequält haben mit diesen Dingen, die mir zuwider waren. Ich hatte nur dieses eine kleine Leben, und sie ließen es mich nicht in Frieden leben. Gasrohre, Kraftwerke und Ölleitungen; jetzt, da die Menschen nicht mehr sind, zeigen sie erst ihr wahres jämmerliches Gesicht. Und damals hatte man sie zu Götzen gemacht anstatt zu Gebrauchsgegenständen. Auch ich habe mitten im Wald so ein Ding stehen, Hugos schwarzen Mercedes. Er war fast neu, als wir damit herkamen. Heute ist er ein grünüberwuchertes Nest für Mäuse und Vögel. Besonders im Juni, wenn die Waldrebe blüht, sieht er sehr hübsch aus, wie ein riesiger Hochzeitsstrauß. *M. Haushofer: Die Wand*